

## Bezirk ehrt junge Talente

Musikförderpreis in Marktoberdorf vergeben

**Marktoberdorf** Zum dritten Mal hat der Bezirk Schwaben Nachwuchstalente mit dem Musikförderpreis geehrt. In der Bayerischen Musikakademie Marktoberdorf (Landkreis Ostallgäu) wurden die Preisträger 2021 ausgezeichnet – coronabedingt mit etwas Verzögerung. Das Besondere: Die drei Sieger stammen zum ersten Mal alle aus demselben musikalischen Genre. Sie dürfen sich nun über ein Preisgeld in Höhe von insgesamt 40.000 Euro freuen, das es für ganz besondere Projekte gab.

Insgesamt sind 48 Bewerbungen für den Musikförderpreis 2021 eingegangen. Für den Preis, den es seit 2019 gibt, können sich Dirigenten, Komponisten, Solisten, Orchester und Ensembles aller musikalischen Kategorien bewerben. Zu gewinnen gibt es eine finanzielle Förderung für geplante Musikprojekte in den Bereichen Volksmusik, Klassik, Pop und Jazz. Damit soll die Wahrnehmung hochklassiger Kultur in Schwaben gefördert werden.

Geehrt wurden die Violinistin Veronika Eberle aus Donauwörth, die Sopranistin Andrea Jörg aus Oy-Mittelberg im Oberallgäu und der Bariton Johannes Mooser aus Marktoberdorf. Violinistin Veronika Eberle erhielt 15.000 Euro. Mit dem Geld will sie ihre erste eigene CD als Solistin aufnehmen. Auch der junge Bariton Johannes Mooser aus Marktoberdorf freute sich über ein Preisgeld in Höhe von 15.000 Euro. Der Bezirk Schwaben fördert damit geplante Konzertaufführungen unter dem Motto „Liebe und das Reisen“ mit Liedzyklen von Gustav Mahler und Gabriel Fauré. Die Sopranistin Andrea Jörg wurde mit 10.000 Euro ausgezeichnet. Sie möchte damit einen Bauernhof zu einer Konzertstätte umbauen. (gst)

## Bühnenverein für Mindestgage

Forderung betrifft fast 14.000 Stellen

**Köln** Die Mindestgage für die bundesweit knapp 14.000 künstlerisch Beschäftigten in Theatern und Orchestern soll nach einer Empfehlung des Deutschen Bühnenvereins um 25 Prozent auf 2500 Euro im Monat angehoben werden. Das gab der Arbeitgeberverband am Montagabend bekannt. Nachdem die Verhandlungen schon mal vertagt worden seien, sei ein weiterer Aufschub aufgrund fortgeschrittener Haushaltsplanung in den Mitgliedshäusern nicht möglich, so der Bühnenverein. Deshalb erfolge jetzt die Empfehlung, geltend ab kommender Spielzeit, die im September beginnt. Der Bühnenverein geht davon aus, dass die Mitglieder das Ansinnen unterstützen.

Die Gespräche mit den Gewerkschaften würden am 1. Juni fortgesetzt. Dabei wird es laut Arbeitgeber neben der Entwicklung der Einstiegsgege in den folgenden Spielzeiten auch um weitere Themen des Manteltarifvertrags, wie Arbeits- und Teilzeit, gehen. Bisher beträgt die Mindestgage 2000 Euro im Monat. „Wir bedauern sehr, dass die Tarifverhandlungen heute nicht mit einer Einigung bei der Einstiegsgege abgeschlossen werden konnten“, sagte die Geschäftsführende Direktorin des Bühnenvereins, Claudia Schmitz. Umso wichtiger sei es jetzt, sicherzustellen, „dass die Anhebung zum Start der Spielzeit 2022/23 flächendeckend auf Basis der normativen Empfehlung des Bühnenvereins umgesetzt wird und wir im Juni mit den Gewerkschaften weiter an einer Einigung für die Folgejahreszeiten arbeiten.“ Dass die Mindestgage absehbar deutlich angehoben werden müsse, darüber seien sich alle Akteure einig. (dpa)

# Der Feind in seiner Unterhose

**Filmfestival** Das Münchner Dokfest zeigt in diesem Jahr 124 Dokumentarfilme, Höhepunkt ist dabei eine Dokumentation über die Vergiftung des russischen Oppositionellen Alexej Nawalny. Doch es gibt noch mehr zu entdecken – auch digital.

VON CHRISTINA BRUMMER

**München** Das Duell wirkt wie ein Kampf zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Auf der einen Seite der kumpelhafte Oppositionelle, der auf Youtube und Tiktok ein Millionenpublikum unterhält. Und auf der anderen der Mächtigen-Monarch im Kreml, der noch nicht einmal zur perfekt orchestrierten Pressekonferenz persönlich erscheint, sondern sich aus einem anderen Raum zuschalten lässt, um Journalistenfragen zu beantworten. Der Film „Nawalny“ von Regisseur Daniel Roher über die Vergiftung des russischen Regimekritikers Alexej Nawalny ist Eröffnungsfilm und Anziehungspunkt des Münchner Dokfests 2022 – aber kein Musterbeispiel für die Vielfalt der dort gezeigten Filme.

Nach zwei Jahren im Online-Exil startete das Filmfestival in München vergangene Woche erstmals wieder mit Filmvorführungen in Präsenz. Doch die Pandemie hat das Festival verändert und das ist durchaus praktisch, denn viele der 124 Filme kann man auch von zu Hause aus sehen. Ein Modell für die Zukunft? Festival-Kurator Daniel Sponzel sagt: „Wir haben gesehen, dass sich damit das Beste aus beiden Welten verbinden lässt.“ Man wolle nun intensiv prüfen, ob das hybride Festival auch in der Nach-Corona-Zeit eine Option bleibe. Günstiger ist es für die Zuschauer jedoch nicht, von zu Hause aus zu schauen, die Online-Tickets kosten genauso viel wie die Kino-Tickets. „Wir sehen das als gleichrangig an“, sagt Sponzel. Für ihn ist das auch fürs normale Kinoprogramm denkbar: „Es gibt sehr viele Filme, die fürs Kino gemacht sind, manche Menschen aber nicht erreichen, weil die nicht ins Kino gehen können.“

Wer in Corona-Zeiten im Kino war, fand dort vor allem wenig Publikum. Die Kultur ist noch nicht zurück auf dem Vorkrisenniveau. Das beobachtet auch Sponzel. Dennoch erlebe der Dokumentarfilm derzeit ein Hoch. 10 Prozent mehr Einreichungen habe es in diesem Jahr gegeben, so Sponzel. „Das macht es für den einzelnen Film auch nicht gerade leicht. Gerade Corona hat gezeigt,



„Ach komm, du machst einen Film für den Fall, dass ich sterbe?“, sagt Alexej Nawalny. In der Doku rekonstruiert er mithilfe von Journalisten, wie Attentäter einen Anschlag auf ihn planten. Einer der Attentäter plaudert ganz offen am Telefon, dass sich das Gift in Nawalnis Unterhose befunden hatte.

Foto: dpa

dass es ein Überangebot an Bewegtbild gibt.“ Und gerade Streamingdienste zeigen immer aufwendigere Dokumentationen, die nicht nur informieren, sondern auch unterhalten.

Zu diesen Filmen gehört auch „Nawalny“. Regisseur Roher inszeniert die Geschichte der Vergiftung des Oppositionellen wie einen Politthriller, ganz so wie es der Protagonist im Sinn hat: „Du willst einen Film über mich machen, falls ich getötet werde?“, sagt Nawalny an Roher gewandt. Im Film wirkt es aber so, als spreche er direkt zum Publikum. „Du kannst dazu gern einen zweiten Film machen. Aber machen wir aus diesem Film einen Thriller. Und wenn ich getötet werde, kannst du einen langweiligen Nachruf drehen.“ Und ein Thriller ist es geworden. Der Giftanschlag, die Reise nach

Deutschland, die Genesung und die spektakuläre Suche nach den Tätern. Dass das Gift in der Unterhose steckte, erfährt Nawalny, als er einen der potenziellen Mörder unter falscher

### Manches wirkt zu perfekt, zu hollywoodesk

Identität anruft. Ein Plot, den sich nicht einmal Hollywood hätte ausdenken können. Angesichts dieser Ereignisse wirken einige Szenen in ihrer Banalität bizarr. Nawalny, der auf Reha im Schwarzwald Esel füttert, ist eine davon. Man fragt sich, warum dieser Mann seinen Humor nicht verliert. An manchen Stellen wirkt dieser Film mit seinen perfekt gedrehten Interviewszenen und der Kameraästhetik schon zu perfekt, zu geschliffen, zu hollywoodesk.

Haben kleinere Produktionen mit geringerem Budget da überhaupt eine Chance? „Wir sehen immer noch beides“, sagt Sponzel. „Es gibt eine Tendenz, immer aufwendigere Dokus mit Kino-Ästhetik zu produzieren.“ Doch es gebe immer mehr Möglichkeiten, Filme auch mit kleinen Budgets zu verwirklichen. „Manche Filme sind auch nur auf dem Handy gedreht.“

Das kann für das Genre auch eine Chance sein: Die wahre Kunst des Dokumentarfilms findet man schließlich eher abseits der spektakulärsten Story, sondern in den kleineren Geschichten von Menschen, an denen man sonst eher vorbeieilt. In „Europa Passage“ etwa begleitet der Dokumentarfilmer Andrei Schwartz eine rumänische Roma-Familie nach Hamburg. Dort betreten sie regelmäßig, um den man-

gelnden Perspektiven in der Heimat zu entfliehen. Schwartz geht in die Hocke und zeigt in seinem Film auf berührende Art die Perspektive der Perspektivlosen.

Noch stiller, noch zurückgenommener ist das Werk von Gregor Eppinger. In „Unterm Glanz“ beschreibt er das Leben einer polnischen Frau am Ende ihres Erwerbslebens, das die Arbeitsnomadin immer wieder nach Deutschland führt, wo sie das Leben für andere Familien möglichst angenehm gestalten soll, während ihre eigene Familie in Polen zurückbleibt.

**Im Kino** gibt es das Dokfest noch bis Sonntag, 15. Mai, zu erleben. Zu Hause kann man die meisten der Filme bis zum 22. Mai ansehen. Tickets und weitere Informationen zum Programm gibt es unter [www.dokfest-muenchen.de](http://www.dokfest-muenchen.de).

## Schlimme Nachrichten aus dem Wiener Wald

**Premiere** Ödön von Horvaths bekanntestes Stück bringt das Staatstheater Augsburg im Martinipark auf die Bühne: in gebotener Tristesse, mit viel Musik – aber eine entscheidende Frage bleibt ungeklärt.

VON RICHARD MAYR

**Augsburg** Das fängt doch einmal gut an: „Good Luck“ steht da über dem Automaten, der dazu auch noch mit einer faszinierenden Leuchtschrift Buchstaben zaubert. Das ist so ein Jahrmarktgerät, mit dem man mit einem Greifarm Stofftiere herauspicken kann – oder auch nicht. Aber anstelle des Greifers steht da ein Skelett. Da hat jemand entschieden zu lange auf sein Glück gewartet.

Während das Publikum den Saal im Martinipark betritt, sind die Schauspieler des Staatstheaters Augsburg verstärkt um einen Musiker schon zugange. „Geschichten aus dem Wiener Wald“ steht auf dem Spielplan, Ödön von Horvaths bekanntestes Stück. Damit hat er das Wiener Volkstheater auf den Kopf gestellt, hat Hallodris als Hallodris dargestellt, mit denen man besser keine Beziehung eingeht, hat am kleinen Glück der kleinbürgerlichen Liebe auch nichts Gutes gelassen, hat die hübsche Marianne, die so eine Sehnsucht in sich trägt, hübsch in ihr Verderben marschieren lassen. Jede neue Wendung hat alles noch ein bisschen schlimmer gemacht. Das funktioniert, weil es bei Horvath gleichzeitig dieses Spiel mit dem Dialekt und den alten Volkstheater-Vorlagen gibt. Das bringt den Kontrast, also die Farben ins immer dunkler werdende Grau.

Noch bevor man in dieser Augsburger Fassung sitzt, ist man schon drin. Die Schauspieler sind an den Instrumenten, spielen, man hat aus-

giebig Zeit, die Szenerie zu beobachten, links der Metzger, in der Mitte der Automat, rechts die Trafik, wobei da „Tabak“ steht. Diese Farbe, das hätte man da schon ahnen können, wird fehlen. Kein Schmä, kein Dialekt. Dazu haben Jan Freese (Bühne) und Juliane Götz (Kostüme) ein Ambiente geschaffen, das bis auf den Automaten das Grau in Grau betont: Drei Bilder bietet die Drehbühne, alle drei schaffen eher Beklemmung. Die Fassade der Geschäfte ist heruntergewirtschaftet, die Metzgerei dort allein wirkt

schon wie ein Folterkeller. Das kleine Zimmer, in dem Marianne ein paar Eheszenen spielen wird, gleicht einem Unort. Und dieser Raum, der Weite geben sollen, wirkt mit den stilisierten Säulen einladend wie eine Bahnhofshalle. Die Kostüme in ihren dunklen Farben unterstreichen das.

Will heißen: Entlarvt wird hier nichts. Es ist alles schon klar, es liegt schmerzhaft deutlich vor einem: Das Leben ist eine Niederlage, eine Enttäuschung, was bleibt vom Menschen ist nur ein Skelett, aber keine

Geschichte dazu. Die ist schon vergessen. Regisseur Sebastian Schug unternimmt nicht einmal den Ansatz, das zu ändern. Er bringt einen Horvath auf die Bühne, der so tröstlos ist wie der Blick auf die Kriegsberichte aus der Ukraine. Aber Schug spielt nicht auf die Gegenwart an. Das Stück wird in einer unbestimmten Vergangenheit belassen.

Die Marianne, die von Jenny Langner als ein quirliches, lebensfrohes, ausbrechendes Wesen gegeben wird – anfangs –, könnte ein Lichtblick sein. Aber nein: Sie, wie auch

alle anderen Figuren, ihr Vater der Zauberkönig (Gerald Fiedler), die Trafikantin Mathilde (Nathalie Hüning), der Hallodri Alfred (Alexander Küsters), Oskar (Thomas Prazak), bleiben über das ganze Stück gesehen seltsam distanziert zu sich und damit auch dem Publikum. Man leidet nicht mit ihnen, man schaut ihnen nur zu, wie das Leben immer noch etwas Schlimmeres für sie bereithält.

Farbe, vielleicht auch Hoffnung und so etwas wie Momente der Spannung bringt einzig die Musik (Jan Schöwer). Mit der wird nicht gezeigt. Das Ensemble zeigt, dass es nicht nur singen, sondern damit auch etwas zu sagen vermag, etwa wenn Thomas Prazak als Alfred im Falsett seine Marianne anbietet, keinerlei Rückmeldung ihrerseits aber mehr wahrnimmt: ein Mann, um unglücklich zu werden. Oder aber dieser Moment, in dem da Scooters „Hyper Hyper“ von Natalie Hüning als Volkslied gesungen wird, die Tristesse dieses Stücks wird mit der Schlichtheit des Scooter-Texts auf die Spitze getrieben und durch die Darbietung gebrochen.

Das sind für die Dauer der 90-minütigen Aufführung allerdings zu wenig Lichtblicke. Das Glück ist an dem Abend schnell aufgebraucht. Das Warum-Horvath-Heute bleibt ungeklärt, der Zugriff des Regisseurs unbestimmt, was schade ist. Denn dass das Ensemble will und kann, das schimmert überall durch. Trotzdem Jubel von den Rängen im Martinipark und langer Applaus.



Das Glück ist an diesem Wiener Abend in Augsburg schnell aufgebraucht. Das Warum-Horvath-Heute bleibt ungeklärt – aber dass das Ensemble will und kann, das schimmert überall durch.

Foto: Jan-Pieter Fuhr